

Best of
CARE
Schreibwettbewerb
2020



Es wird ein

Das ist eine Auswahl an sehr starken, berührenden und kreativen Texten voller Fantasie, Wachheit und Hoffnung.

– Poetry-Slammerin Julia Engelmann | Jurymitglied

„Es wird einmal..“ – ja, was denn eigentlich? Mit dem diesjährigen Thema wollten wir wissen: Wie sieht die Zukunft für dich aus? Wird einmal alles gut, böse enden oder doch ganz anders?

Seit bereits sieben Jahren lädt CARE mit dem jährlich stattfindenden Schreibwettbewerb junge kreative Köpfe dazu ein, sich mit globalen Fragestellungen auseinanderzusetzen und ihre Gedanken zu Papier zu bringen. Das diesjährige Wettbewerbsthema „Es wird einmal..“ sollte zum Nachdenken und Träumen anregen, zum Überlegen, was die Zukunft bringen könnte. Egal ob Songtext, Gedicht, Kurzgeschichte, Essay oder Drama – alle Textformen rund um das Thema waren willkommen. Über 360 Einsendungen aus Deutschland, Österreich, Frankreich und der Schweiz erreichten uns dieses Mal – ein neuer Rekord! Der CARE-Schreibwettbewerb richtet sich an Jugendliche von 14 bis 18 Jahren und junge Erwachsene von 19 bis 25 Jahren. „Es wird einmal..“ wurde ganz unterschiedlich interpretiert und erzählt: meist ein wenig düster, häufig in Bezug auf die aktuelle Weltlage, dann aber auch wieder ganz persönlich. Geschichten und Gedichte über Selbstbestimmung, soziale Ungleichheiten und Gleichberechtigung, über

politischen Widerstand, Technisierung der Gesellschaft, apokalyptische Folgen des Klimawandels und Hoffnungslosigkeit. Die jungen Autor*innen bewiesen viel Mut, eine starke eigene Meinung und eine feinfühlig Wortwahl.

Ein ganz großer Dank geht an die Jury der diesjährigen Wettbewerbsrunde – an Chefket, Julia Engelmann, Albana Kelmendi, Deniz Utlu und Sabine Wilke – für die gewissenhafte Ausübung ihres Amtes und die Unterstützung des Wettbewerbs. Außerdem danken wir allen Gästen und Mitwirkenden der diesjährigen Preisverleihung sowie Tanja Meyer, Rani Dhupia und Konrad Bil für die liebevolle Gestaltung dieses Sammelbands. Insbesondere möchten wir uns auch bei der lit.COLOGNE für die tolle Unterstützung und die Möglichkeit bedanken, die Preisverleihung und Lesung auch in diesem Jahr wieder im Rahmen des Literaturfestivals stattfinden zu lassen.

Das größte Dankeschön haben aber die über 360 kreativen Köpfe verdient, die uns erneut mit ihren fantasievollen, kritischen, schönen, aber auch traurigen Texten zum Nachdenken angeregt haben und ohne die der CARE-Schreibwettbewerb so nicht möglich wäre. Leider kann nur ein kleiner Teil aller Einsendungen einen Platz in diesem Sammelband finden. Umso mehr freuen wir uns auf die Beiträge zur nächsten Runde des Schreibwettbewerbs.

Viel Spaß beim Lesen wünscht
das Team vom CARE-Schreibwettbewerb!

Prolog



Best of
CARE
Schreibwettbewerb
2020

Alle Texte und weitere Eindrücke der diesjährigen Preisverleihung auf der lit.COLOGNE findet ihr unter care.de/schreibwettbewerb.
In den Texten wurden lediglich orthografische Fehler behoben.

14 - 18 Jahre
PLATZIERUNGEN

KATHARINA HEINRICHS

1. PLATZ

Seite 10

MARIE KLOSTERMEIER

2. PLATZ

Seite 14

ERIK BAUM

3. PLATZ

Seite 18

19 - 25 Jahre
PLATZIERUNGEN

KATHARINA KUNERT

1. PLATZ

Seite 24

HANNAH KOHNEN

2. PLATZ

Seite 28

LUISE HÄNTZSCHE

3. PLATZ

Seite 32

THERESA MÜLLER

3. Platz

Seite 36

Inhaltsverzeichnis

14 - 18 Jahre

NOMINIERUNGEN

PAULINE WEINBERG

NOMINEE

Seite 42

PIA MARIE HEGMANN

NOMINEE

Seite 46

AMELIE ACHMINOW

NOMINEE

Seite 50

LEA KRÜGER

NOMINEE

Seite 54

19 - 25 Jahre

NOMINIERUNGEN

LEAH WEIGAND

NOMINEE

Seite 60

ISABELLE MEYER-THAMER

NOMINEE

Seite 66

KATHARINA MÄRTENS

NOMINEE

Seite 70

Inhaltsverzeichnis



PLATZIERUNGEN

KATHARINA HEINRICHS

1. PLATZ

MARIE KLOSTERMEIER

2. PLATZ

ERIK BAUM

3. PLATZ

14 - 18 Jahre

1. PLATZ

KATHARINA HEINRICHS
14 JAHRE



Grübelnd kaue ich auf meiner Unterlippe herum, tippe Antworten ein und lösche sie wieder. Der Gedanke taucht auf, dass es vielleicht doch ein Fehler gewesen war, all die unzähligen Intensivförderungen am Gymnasium abzulehnen. Aber bevor meine Hausaufgaben es endgültig schaffen, dass ich Lebensentscheidungen in Frage stelle, werde ich von Grandma nach unten gerufen: „Alex, es geht gleich los!“ Seufzend schalte ich das Tablet aus und stecke es in eine willkürlich ausgewählte Schublade des neuen Schreibtischs. Ich habe ihn erst vor Kurzem geschenkt bekommen, komplett aus Recycling-Holz, weil Ma will, dass ihr Kind ein Zimmer hat, welches dem „Trend entspricht“. „Beeil dich Alex!“ Es ist eigentlich schon eine Tradition, dass wir bei Familienfeiern immer spät dran sind. Manchmal pflegt Grandma dann zu sagen: „Tja, hättet ihr die Zeitverschiebung nicht abgeschafft, müssten wir jetzt nich’ so hetzen...“ In solchen Fällen nicke ich nur, im Wissen, dass es nichts bringen würde mit ihr darüber zu streiten, ob man an der Zeit herum-drehen sollte oder nicht. Jedenfalls sind wir heute anlässlich Grandmas 100. Geburtstags auf die Grillparty meiner Schwester und ihrer Frau eingeladen. Ich freue mich, weil meine Schwägerin die besten Burger macht, niemand versteht sich so gut darauf die Insekten zu würzen wie sie, außerdem haben sie erst vor kur-

zem ein unglaublich süßes Baby bekommen. In der Küche packt Ma noch schnell den Obstsalat in die Kühltasche. Seit ein paar Jahren sind Früchte wieder ein wenig günstiger geworden. In meiner Kindheit waren all die Erdbeeren, Äpfel, und wie das sonst noch alles heißt, eine echte Seltenheit gewesen. Anfangs habe ich mich dann gar nicht getraut sie „einfach nur so“ zu essen. Wir gehen eilig aus dem Haus. Pa redet mit Ma wie eigentlich immer über Geld. Diesmal sein Lieblingsthema: Zusatzsteuern. Wiederherstellung der Fauna und der Gletscher, Säuberung des Meers, jetzt noch für den CO2-Verbrauch beim Grillabend... Draußen begrüßt uns das altbekannte *Wuschwuschwusch* der Windräder. Die endlos hohen Säulen erheben sich überall in der Stadt. *Ein Wald aus Stahl*... Ehrlich gesagt fällt mir das nur auf, weil Grandma Jedes. Einzelne. Mal., wenn sie aus dem Haus geht, grummelt: „Kaum ist der Lärm der Autos aus der Welt, kommen diese Dinger zu uns!“ Viele alte Menschen nehmen deswegen anscheinend auch Tabletten. Ich kann es wie gesagt nicht nachvollziehen, also speichere ich, während neben mir die Schimpftirade losgeht, die Metapher, die mir gerade eingefallen ist. Seltene Worte wie „Wald“ sind im Schreibkurs gern gesehen. Wir steigen ins Auto, mein Vater tippt das Ziel ein, startet den Wagen und holt dann den Gutschein aus der Tasche, den wir Grandma schenken wollen. Das ist typisch, er macht so etwas immer auf die letzte Minute. Ma liest irgendein E-Book, und ich schaue aus dem Fenster. Bea wohnt mit ihrer Familie im höheren Teil der Stadt, bei der Hausverteilung hatten sie wirklich Glück gehabt. Man kann auf die Stadt heruntersehen, auf ein Meer aus Solardächern, blau und glitzernd in der Sonne.

Wald aus Stahl, Solarmeer

Irgendwann merke ich, dass Grandma mich von der Seite anschaut. „Was ist?“ Sie schüttelt lächelnd den Kopf: „Nichts, nichts, mir ist nur aufgefallen, wie schön und groß du bereits geworden bist. Und bald wirst du achtzehn... Weißt du eigentlich schon, welchen Namen du annimmst? Oder bleibt es bei Alex?“ Ich zucke die Schultern: „Keine Ahnung, aber meine Entscheidung wird auf jeden Fall davon beeinflusst, dass meine Eltern bei weiblich AGNES eingetragen haben!“ Letzteres sage ich laut Richtung meiner Eltern, doch die lachen nur. Über ihre Namenswahlen beschwere ich mich schon seit meinem siebten Lebensjahr, aber das ist bei meinen Mitschülern auch so. Bei der Geburt müssen alle Eltern drei Namen eintragen, einen für jedes Geschlecht, in dem ihr Kind ab da weiterleben will. Ich wechsle das Thema: „Was glaubt ihr werden bei der Feier die großen Themen sein?“

Meine Mutter überlegt kurz: „Die Bibel-Umschreibung auf jeden Fall. Da stecken die gerade mitten drin, und erste Ergebnisse gibt es ja auch schon. Und Onkel Jeff ist da, gepaart mit deinem Vater wird das eine heftige... Diskussion.“ Grandma kichert. Die beiden Männer sind definitiv die Sturköpfe der Familie. Pa ignoriert das: „Ich vermute der neue Weltfriedensvertrag. Bea ist ja frisch von den Konferenzen zurück, bestimmt hat sie eine Menge zu erzählen...“ Ich höre den Stolz in seiner Stimme. Meine Schwester war dafür ausgewählt worden, an den Friedensverhandlungen teilzunehmen, sie ist jetzt drei Monate dafür auf Reisen gewesen. Vermutlich wird sie noch ganz schön erschöpft sein. Ich will sie trotzdem unbedingt wegen des Fluges ausfragen. Flugplätze sind wegen des CO2 selten, teuer und begehrt geworden,

sie durfte wegen der Arbeit jetzt das erste Mal fliegen. Damit ist sie bis auf Grandma die Erste in der Familie. Die Vorstellung, über den Wolken und einem strahlend blauen, leeren Horizont zu schweben, fasziniert mich. Deswegen verfolge ich in den Nachrichten besonders den Ingenieur-Teil. Erfinder sind kurz davor die Flugzeuge genauso mit Strom zu betreiben wie die Autos. Wenn sie es wirklich so bald schaffen, wie sie versprechen, wünsche ich mir zum Achtzehnten ein Flugticket. Auf irgendeiner dieser Inseln ohne Windräder, Autos oder WLAN-Wellen. Letzteres kann ich ehrlich gesagt nicht ganz glauben. Dann sind wir endlich da. Der Autopilot parkt ein und wir steigen aus. Bea und Mariann kommen uns entgegen, und Mariann hält Baby Cy im Arm. Seit der Geburt des Kindes hat sie beschlossen zu Hause zu bleiben und Vollzeitmutter zu sein. Ich kann nicht anders, als sie dafür zu bewundern. In ein Klischee aus alten Zeiten zu schlüpfen, muss viel Mut erfordern. Corey kommt auch schon angerannt, das jüngste Kind von Mas Bruder Jeff. Grandma lacht, als Corey sich in ihre Arme wirft: „Na, was möchtest du diesmal wissen? Habt ihr in Geschichte wieder irgendwelche Hausaufgaben?“ Corey nickt eifrig, doch dann, als die Frage erklingt, sehe ich wie Omas Gesichtsausdruck kurz merkwürdig wird, als wäre eine unangenehme Erinnerung wachgerufen worden.

„Oma, was ist ein Schneemann?“



2. PLATZ

MARIE KLOSTERMEIER

16 JAHRE



Die Welt,
sie war, sie ist

Mutters Stimme weckte mich. Ich hörte sie nebenan mit jemandem reden. Als ich zu ihr ins Zimmer ging, telefonierte sie gerade. Ich wusste, dass ich still sein musste, wenn sie mit ihm telefonierte. Wer er war, wusste ich nicht, aber er sagte Mutter immer, wo wir uns Wasser und ein paar extra Rationen Sauerstoff holen konnten.

Natürlich teilte uns der Staat auch welche zu. Aber es wurde immer weniger. Denn vor zwei Monaten ist wieder eine Stadt in die „Heiße Zone“ gerutscht und viele Einwohner sind in unsere Stadt geflüchtet. Was das genau bedeutete, wusste ich nicht. Mutter hatte es einmal so erklärt, dass der Raum, in dem Menschen leben können, immer geringer wird. Ich wusste, dass wir unsere Stadt auch irgendwann verlassen mussten. Der Gedanke daran ängstigte mich. Ich war noch nie in einer anderen Stadt gewesen, geschweige denn dort, was zwischen den Städten lag. Ich hatte mal ein Bild in der Schule gesehen. Unendliche Dürren, Berge von Müll aus etwas, dass sie früher Plastik nannten. Und ich fragte mich, wie das Leben für die Menschen war, als noch nicht alle gezwungen waren in den abgeriegelten Städten zu leben.

Mutters Stimme holte mich aus meinen Gedanken.

„Aber das kann doch nicht sein. Irgendwo muss es doch noch welchen geben!“, sprach sie erregt ins Telefon. Sie versuchte mich anzulächeln, aber ich erkannte die Sorge in ihren Augen. Wenig später notierte sie sich etwas und beendete dann das Gespräch.

„Guten Morgen, mein Schatz“, begrüßte sie mich schließlich und schloss mich fest in ihre Arme. Kaum sichtlich stiegen ihr Tränen in die Augen. „Hör mal, ich muss nochmal kurz zum Markt gehen und etwas erledigen. Es muss leider sofort sein, du gehst solange zu Großmutter, in Ordnung?“ Ich nickte.

Mutter holte einen Korb, während ich schonmal die Gasmasken für draußen vorbereitete. Ich schloss für mich eine Stunde Atemluft an, für Mutter etwas mehr. Wir waren bereit zu gehen, setzten die Masken auf und gingen über die Schleuse nach draußen. Mutter nahm mich an der Hand und zog mich durch die volle Straße. Viele Menschen waren unterwegs, Menschen, die alle schnell liefen. Natürlich taten sie das, so wie wir es auch taten. Saubere Atemluft ist rar, nur wenige konnten es sich leisten dabei einen Atemzug zu viel zu verbrauchen. Während wir durch die Gassen eilten, sah ich zum Himmel hinauf. Heute schien die Sonne besonders hell und manche Strahlen schafften es durch die Graue Schicht. Ich wusste nicht, wie man die Graue Schicht wirklich nannte oder aus was sie eigentlich bestand. Mutter hatte mir einmal erklärt, dass es etwas damit zu tun hatte, weshalb wir draußen die Masken tragen müssen und weshalb wir in die Lüftung der Häuser die Filter anschließen. In der Schule hatten wir einmal gelernt, dass das früher anders war und die Graue Schicht erst durch die Menschen

gekommen ist, dadurch wie sie ihren Strom erzeugten, wie sie sich fortbewegten, aßen und lebten. Und ich fragte mich, wie es möglich ist, dass die Menschen diese Welt absichtlich so geschaffen hatten.

Großmutter lebte in einem der äußeren Bezirke der Stadt, viele ärmere Menschen lebten hier. Wir mussten den Filter in der Maske herstellen, da hier die Außenluft noch weniger gefiltert wurde. Viele Menschen hier lebten davon, täglich die Stadt zu verlassen und in den Müllbergen etwas zu suchen, was sie auf dem Schwarzmarkt verkaufen konnten. Wir hatten uns in Großmutter's Wohnblock eingeschleust und standen schließlich vor ihrer Tür.

„Und vergiss nicht, du darfst niemandem erzählen, dass ich zu dem Markt gehe, nicht einmal Großmutter.“ Sie wartete keine Reaktion von mir ab, sondern klopfte an die Tür. Nach einer herzlichen aber hastigen Begrüßung verließ Mutter uns mit dem Versprechen, bald zurück zu sein.

Großmutter bat mich auf der Couch zu warten, während sie im Schrank nach etwas suchte. Ich liebte es bei Großmutter zu sein. Obwohl sie so wenig Platz hatte, gab es hier so viel zu sehen. An der Wand mir gegenüber hingen ausgedruckte Fotos, ich kannte sonst niemanden, der so etwas noch hatte. Ich betrachtete sie eindringlich. Auf vielen Bildern konnte ich Großmutter erkennen. Mein Lieblingsbild war das, auf dem sie mit ihren Freunden in einem Wald stand, mit bunten Schildern. Die Geschichte dazu kannte ich, sie wollten verhindern, dass der letzte Wald in unserem Land gerodet wird. Das Faszinierende daran war für mich der Teil mit dem Wald. Ich hatte noch nie einen gesehen. Großmutter und ihre Freunde

hatten es nicht geschafft den Wald zu retten und an den Grenzen zur Heißen Zone, in deren Bereich unsere Stadt lag, gab es sowieso keine Pflanzen. Es gab Gerüchte, dass es auf einem anderen Kontinent noch wilde Pflanzen gab, hier jedoch gab es nur getrimmte Nutzpflanzen, um die Bevölkerung irgendwie zu ernähren.

„Ah, hier ist es ja!“ Großmutter schloss die Schranktüren und setzte sich neben mich. In der Hand hatte sie ein kleines Buch, das sie mir feierlich überreichte. Ich freute mich sehr darüber, Bücher waren eine echte Rarität. Seit Jahren herrschte Produktionsverbot, für Kleidung, für Technik aber auch für Bücher, um Ressourcen zu sparen.

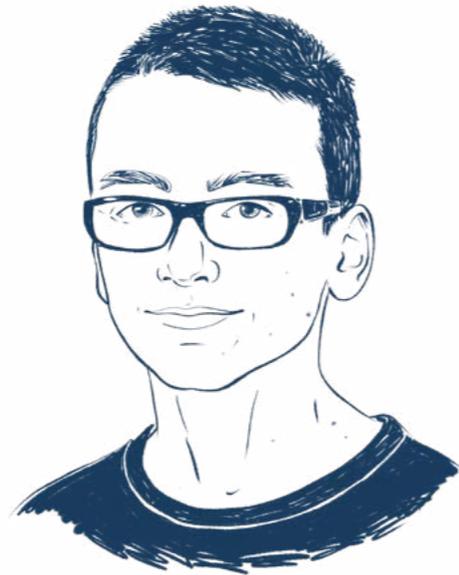
Ich schlug es gespannt auf und fand es vollgeschrieben mit der Schrift von Großmutter. „Das ist mein Tagebuch aus der Zeit, als ich so alt war wie du. Über 80 Jahre ist das nun her. Ich dachte damals schon, dass es schon schlimm um unsere Welt stand, aber jetzt fehlen mir die Worte. Es tut mir leid, dass wir es nicht geschafft haben, dir ein bisschen ihrer Schönheit zu erhalten. Das Buch schenke ich dir, damit du wenigstens von der Vielfalt der einstigen Welt lesen kannst.“ Traurig sahen wir uns an und ich begann darin zu blättern.

Als wenig später Mutter kam, um mich abzuholen, erlaubte sie mir auf dem Heimweg noch zehn Minuten Atemluft, um auf dem Spielplatz im Freien zu spielen. Er war sehr heruntergekommen, da niemand die Luft hatte, darauf zu spielen. Ich wollte mich gerade auf die Schaukel setzen, als ich neben meinen Füßen eine kleine unscheinbare Pflanze entdeckte. Und ich fragte mich, was daraus wohl werden könnte.



3. PLATZ

ERIK BAUM
15 JAHRE



Zimmer

3P

Ich kann mich noch genau an 00:00 Uhr erinnern. Wenn ich die Augen schließe, spüre ich wieder die stetigen Stöße im Rücken, als mein Pflegebett durch die einsamen Flure rollte, höre das Zischen der Aufzugstüren, sehe diese kalten Deckenlichter über mich hinwegziehen, während ich immer weiter durch diese stillen, leeren Gänge gleite.

Wenn man Cherrys Gesicht das erste Mal sieht, könnte man meinen, es bestehe nur aus diesen roten Lippen. Zumindest ich dachte das. Damals, als ich irgendwann gegen 00:02 Uhr in Zimmer 3P geschoben wurde, konnte ich nirgendwo anders hinsehen als auf diesen karmesinroten Mund, der sich über ihr ganzes Gesicht zu drängen schien.

Ich weiß noch, wann wir anfangen, miteinander zu sprechen. Das muss so gegen 00:08 Uhr gewesen sein, irgendwann am Abend jedenfalls. Wir lagen beide leblos/einsam/verlassen da, in diesem blütenweißen Zimmer, in diesem blütenweißen Gebäude mit diesen blütenweißen Uniformen der Pfleger, von blütenweißen Decken bedeckt. Grauenhaft, dachte ich. Wie kann man nur so einen schrecklichen Ort so unschuldig/schön/verlogen aussehen lassen.

„Hey, du.“

Keine Antwort.

„Weißt du, ich komme mir ganz schön dumm vor, hier so in die Stille hineinzureden und eigentlich ist das ein ganz merkwürdiges/selt-sames/komisches Gefühl, so vor sich hinzuplappern und zu wissen, dass einem einer zuhört. Das ist wie im Dunkeln anzufangen zu rennen.“ Immer noch gab sie keinen Ton von sich, aber an der Art, wie sie lag, daran konnte ich erkennen, dass sie zuhörte. Sie wirkte gespannter/präsentier/aufmerksamer.

„Und, so rein aus Anerkennung meines Mutes, ein Gespräch zu beginnen, fänd' ich es irgendwie nett von dir, mit mir zu reden.“

Ihre Mundwinkel zuckten.

„Ich heiße Cherry. Was schreibst du da?“

Ich blinzele und hebe den Blick von meinem Block. Das erste, was ich sehe, sind Sonnenstrahlen. Das Zweite ist Cherry, die mir von ihrem Bett aus einen skeptischen Blick zuwirft. Zwei Worte nur. Jede dieser beiden Konstanten meines Lebens ist für sich genommen nichts Besonderes, doch aus der Verbindung dieser Zwei bricht ein Damm, ungeahnte Assoziationen strömen bei ihrem Klang durch meinen Kopf, wollen sich verbinden und ungezählte neue Geschichten/Kombinationsmöglichkeiten/bunte Blüten hervorbringen.

„Tagebuch.“

„Über was denn?“

„Wie ich dich kennengelernt hab` und so, du verstehst schon.“

„Willst du mir daraus vorlesen?“, fragt sie mich. Einfach so. Als ob man die Antwort dieser Frage in Gedankenschnelle entwerfen und dann herunterbrechen könnte auf ein schlichtes „Ja“ oder „Nein“.

„Nein.“

Sie zieht einen demonstrativen Schmollmund.

„Warum denn nicht? Wenn da Sachen über mich drinstehen, hab` ich ja wohl das Recht zu erfahren, was du da hinkritzelst.“

„Nein.“

Dann geschieht es. Ein Heulen, so tief wie das Brausen der Kampfjets, die täglich über das Krankenhaus donnern, so hoch wie die trostspendenden Chorstimmen in der Kirche, kurzum, ein echtes Heulen eben, erhebt sich aus vielerlei Sirenen, legt sich über die Stadt wie ein dunkler, schwerer Mantel, der jedes Geräusch erstickt. Wir schweigen. Wir wissen, was das bedeutet.

Cherry zieht ihre Infusionsnadel mit einem Ruck hinaus; dann, weiterhin stumm, steigt sie wankend aus ihrem Bett, stolpert mehr, als dass sie geht und bewegt sich zu der Balkontür und öffnet sie. Licht und Luft strömen in das kleine Zimmer, scheinen mich umarmen/begrüßen/verstehen zu wollen. Ohne zu wissen, was ich da tue, klettere ich ebenfalls aus dem Bett und folge ihr.

Sie steht da draußen ganz allein, erhebt sich wie eine Königin über die Stadt. Ihr dünnes Krankenhaushemd flattert zusammen mit ihrem Haar im Wind und das Gesicht ist mit den geschlossenen/ruhenden/entspannten Augen nach Westen gewandt, wo ein strahlender Sonnenuntergang den Himmel in ein goldenes Gelb tüncht. Und ich kann genau sehen, wie ihre Handknöchel weiß hervortreten, so fest umklammert sie das eiserne Geländer.

In diesem Moment denke ich nichts mehr, trete nur, leicht wankend, aber entschlossen neben sie ans Geländer und schaue auf die Welt hinab, wie es wohl ein Kapitän tun würde, kurz bevor sein Schiff an den Klippen zerschellt. Das Heulen ist mittlerweile verstummt; doch die unheimliche Stille, die seine Abwesenheit hinterlässt, währt nicht allzu lang; die frische/klare/ erstaunlich smogfreie Morgenluft trägt Schreie und Schüsse zu uns auf unseren kleinen Balkon.

„Du?“

„Hm.“

„Was denkst du?“

„Dass sie es verdient haben“

„Niemand hat das verdient.“

Ich stimme ihr insgeheim zu, dass diese Menschen, die ohne Mitgefühl, ohne Verstand auf unsere Kosten gelebt und geschlemmt haben, es wohl verdient haben zu sterben, aber das sagt sich auch leicht hier oben auf unseren Balkon über der Stadt.

„Doch!“

„Aber, denk doch an eine blühende Wiese im Sommer, wenn das Gras samtweich raschelt und die Bienen fröhlich summen, wenn sich ein Blütenmeer im Winde wiegt, denk doch an Abende am Lagerfeuer, wenn wir uns Geschichten erzählen, während der Rauch zum Nachthimmel aufsteigt und sich mit ihm vereinigt, während unten nur warme Asche bleibt. Das hat nicht verdient unterzugehen.“

„Ich habe Angst.“

„Hab` ich auch.“

Schweigen.

„Cherry, wünschst du dir manchmal zu fliegen?“, frage ich sie, und ohne ein Wort zu sagen, einfach so, breitet sie die Arme aus, als wolle sie die ganze Welt umarmen/lieblosen/erdrücken und ich sehe, wie das goldene Licht um ihren mageren Körper herumfließt und sie dasteht wie eine Hohepriesterin und ihren Segen ausspricht über diese dem Untergang geweihte Welt.

Und ich sehe, wie langsam, ganz langsam eine Träne ihre Wange herunterläuft, während am Horizont die ersten Pilze erblühen und die Welt mit ihrem Grollen erschauern lassen.





19 - 25 Jahre

PLATZIERUNGEN

KATHARINA KUNERT

1. PLATZ

HANNAH KOHNEN

2. PLATZ

LUISE HÄNTZSCHE

3. PLATZ

THERESA MÜLLER

3. Platz

1. PLATZ

KATHARINA KUNERT
22 JAHRE



Allein. Erziehend.
oder:

Das Leberfleck-Orakel

Mamas Hand ist ein bisschen blass. Die kleinen braunen Flecken darauf, von denen ich auch so viele habe, sehen heute aus, als hätte sie jemand mit Filzstift aufgemalt. Ich tippe einen nach dem anderen mit meinem Zeigefinger an. Tipp. Tipp. Tipp. Dann male ich mit meinem Finger kleine Verbindungen zwischen ihnen. Wie bei Sternzeichen. Mama hat mal gesagt, dass wir an den Verbindungen unsere Zukunft ablesen können. Dass wir deshalb so viele von den kleinen Leberflecken haben, weil wir eine besonders aufregende Zukunft vor uns haben. Das war an meinem neunten Geburtstag. Seitdem ist nicht so viel Tolles passiert. Aber vielleicht kommt das noch. Ganz bestimmt kommt das noch.

Aus Mamas Mund kommt ein kleines Schnarchen. Eigentlich finde ich das immer lustig. Manchmal klingt das nämlich wie ein Akku-Bohrer und ich stelle mir dann vor, dass Mama gerade träumt, dass sie einer ist und deshalb solche Geräusche macht. Aber heute kann ich darüber nicht lachen. Schon die ganze Woche war sie ganz schlapp und ist jeden Abend auf dem Sofa eingeschlafen. Heute auch wieder. Obwohl doch der Tatort läuft. Beim Tatort schläft sie sonst nie ein. Aus dem Fernsehlautsprecher scheppern Ballergeräusche und ein blöder Polizist schreit irgendwas Bescheuertes. Ich nehme ihre schmale Hand wieder in meine.

Mal sehen, was das Leberfleck-Orakel mir heute sagt. Ich fange bei dem kleinen Punkt rechts neben ihrem Daumnagel an. Dann male ich die Gedankenlinie im Zickzack nach unten, mache einen kleinen Schlenker, eine Rechtskurve – und komme dann wieder beim Anfangspunkt an.

Ein Schiff, es ist ein Schiff! Und das kann ja wohl nur eins bedeuten: Dieses Jahr fahren wir in den Urlaub! Und zwar nicht mit der S-Bahn an den Wannsee. Diesmal fahren wir mit einem Schiff ganz weit weg, vielleicht sogar auf so eine Insel mit Palmen. Wie die in der Trivago-Werbung. Dann kann ich den Leuten in meiner Klasse richtig echte Fotos aus dem Urlaub zeigen.

Letztes Jahr war es ganz schön knapp. Da habe ich erzählt, dass ich mit Mama auf Mallorca war. Lena hat mich plötzlich gefragt, in welchem Ort genau und da wusste ich nicht, was ich sagen soll. Dann haben sich alle so vielsagend angeguckt, Lena hat sogar gegrinst. Ich weiß noch genau, was für ein heißes Gefühl sich da auf einmal in meinem Bauch breit gemacht hat, mir ist richtig schlecht geworden. Und auf einmal habe ich „Palma“, gesagt. Den Namen kann ich mir so gut merken, weil der wie „Palme“ klingt, und Palmen mag ich doch so gern. Lena hat dann „cool“ gesagt und war auf einmal wieder nett zu mir. Sie hat mir ganz viele tolle Sachen aus ihrem Urlaub erzählt und mich gefragt, ob ich die mit meiner Mutter auch unternommen habe. Ich habe die ganze Zeit genickt wie so ein scheiß Wackeldackel und als ich aus der Schule kam, habe ich nur geheult. Ich werde immer noch so wütend, wenn ich an diesen Tag denke. Auf mich, auf Lena – und ein bisschen auch auf Mama. Weil sie ja diejenige

ist, die mit mir nur an den Wannsee fährt und nicht in ein tolles Hotel irgendwo im Süden. Auf einmal hasse ich mich. Meine liebe, arme Mama tut alles für mich und ich denke solche gemeinen Sachen. Ich drücke ihre Hand ein bisschen zu doll und wieder entfährt ihr ein leises Schnarchen.

In der Schule haben wir seit Montag Projektwoche. Jeder soll seine Stärken und Schwächen herausfinden und sich am Ende für einen Beruf entscheiden. „Ich werde einmal ...“, steht auf den unzähligen Plakaten, die an alle freien Wände der Schule geklatscht wurden. Daneben sind Bilder von Astronauten, Fußballern und sogar der Bundeskanzlerin zu sehen.

Die ganze Woche habe ich mich dazu gezwungen, genauso dämlich zu grinsen wie die anderen, wenn ich nach meinem Traumberuf gefragt werde. Genauso fröhlich von meiner Zukunft zu reden wie Lena, die natürlich Hotelbesitzerin werden will. Wahrscheinlich auch noch auf Mallorca – blöde Kuh.

Als ich am Freitag der ganzen Klasse meine blühende Zukunft vorstellen sollte, habe ich schnell auf eins dieser doofen Plakate geguckt und gesagt, dass ich Bundeskanzlerin werden will. Meine Lehrerin fand das ganz toll. Dass ich so engagiert und motiviert in die Zukunft schaue. Als ob ich dafür gerade ernsthaft Nerven hätte – über irgendwas nachzudenken, das weiter als einen Tag entfernt ist.

Letzte Woche ist nämlich so ein gelber Zettel in unseren Briefkasten geflattert. Mama hat ihn mir schnell weggenommen, aber ich konnte noch sehen was darauf stand. Irgendetwas von „Wasserrechnung“ und „Mahnung“. Am Montag stand ich dann in der Dusche und es kam kein Tropfen Wasser mehr raus. Ich dachte, sie sei

einfach wieder kaputt – aber als ich stattdessen Katzenwäsche am Waschbecken machen wollte, kam da auch nichts raus. Ich bin dann mit Mama zum Hallenbad gelaufen und wir haben da geduscht. Als ich deshalb zu spät zur Schule kam, habe ich richtig Ärger bekommen – statt der peinlichen Wahrheit sagte ich nämlich einfach, ich hätte verschlafen. Was hätte ich auch sagen sollen: „Meine Mutter rackert sich jeden Tag ab, ist aber trotzdem zu arm, um die Wasserrechnung zu zahlen“?

Oder lieber: „Mein Vater zahlt keinen Unterhalt, aber meine Mutter ist zu stolz, um beim Amt einen Mini-Geldzuschuss zu beantragen, für den wir im Gegenzug alle Ausgaben offenlegen müssen“? Dann doch lieber lügen.

Die ganze Woche hat Mama dann versucht, das Wasserproblem wieder in den Griff zu bekommen. Am Freitag nach der Schule sind wir dann zusammen zu den Stadtwerken. Schon irgendwie ironisch: am Vormittag Bundeskanzlerin, am Nachmittag um Wasser betteln. Bei den Stadtwerken empfing uns ein Mann im Anzug. Mama schilderte ihm das Problem, aber er blieb steinhart und Mama wurde immer kleiner. Am liebsten hätte ich ihm ins Gesicht gebrüllt.

Jetzt ist Sonntag, die Dusche ist immer noch staubtrocken. Vielleicht wäre ich als Bundeskanzlerin in der Zukunft doch gar nicht so schlecht – als erstes würde ich verbieten, dass man Mamas so klein macht. Aber Zukunft ist ein großer Begriff. Zu groß für mich.

Zukunft heißt für mich: Haben wir morgen wieder Wasser? Lächelt Mama morgen wieder? Mal sehen – vielleicht weiß das Leberfleck-Orakel ja etwas.



2. PLATZ

HANNAH KOHNEN
20 JAHRE



Es ist ein Montag. Ein normaler Montag, einer von vielen und doch der Erste. Es ist der erste Montag, an dem ich Schwarz trage, mein Gesicht und meine hellen Haare, die ich so sehr liebe, verstecke und alles, was ich war, zuhause zurücklasse. Ich ziehe die schwere Haustür hinter mir zu, drehe den Schlüssel zweimal im Schloss herum und stelle die Riemen meines Rucksacks, der wie ein treuer Begleiter auf meinem Rücken hängt, fester, bevor ich mit schnellen Schritten die verregnete Straße entlang gehe. Ich sehe nicht zurück. Meine Beine zittern nicht, mein Herz schlägt ganz ruhig und meine Augen, die über die dunkle Maske blicken, mustern langsam und aufmerksam diese neue, fremde Welt, die sich vor mir auftut. Vor zwei Wochen habe ich die letzte der sechsundzwanzig Kerzen auf meinem Kuchen ausgeblasen, habe mit meinen Freunden getanzt und gelacht, meine Mutter zum Abschied fest umarmt und bin zu meiner besten Freundin Lore in die Innenstadt gezogen, denn unser Leben hat ja gerade erst richtig angefangen. Es fühlt sich an, als wären Jahre seitdem vergangen. Vor achtundvierzig Stunden kamen die Wahlergebnisse. Mit gespannten Blicken, verkrampften Händen und dem Gefühl einer herannahenden Lawine saßen wir vor den Fernsehern. Und dann ging das Licht aus.

Vor vierundzwanzig Stunden hat er sein Amt angetreten, hat gelächelt, gewunken und einen Eid auf das Vaterland geschworen. Seine Anhänger jubeln, schreien und können endlich ihre Fahnen vor die Fenster hängen, wo sie die Geschichte verspotten. Schwarz. Rot. Gold. Ich biege um eine Ecke und sehe eine Fahne aus einem kleinen Fenster im ersten Stock hängen. Sie weht im Wind und trotz dem Regen. Ihre Freiheit schnürt uns die Kehlen zu. Ruft Angst und Panik und das Wissen, dass wir es hätten besser machen müssen. Dass wir es hätten verhindern müssen. All die kleinen Dinge, die wir gesehen, verurteilt und dann doch haben ziehen lassen. Die Parolen und Witze, die Springerstiefel und Wappen, Angriffe und Demos und all die dunklen Ahnungen und unsere Versprechen. Ich erinnere mich an den Mann in Halle, ich war neunzehn. Ich erinnere mich an zehn Tote und eine Verurteilte, ich war ein Jahr alt, als es anfing. Ich erinnere mich an rechte Hetze im Parlament, das war 1933. Und 2019.

Ich erinnere mich

Die U-Bahn ist bis auf ein paar vereinzelte Menschen mit gesenkten Köpfen leer. Die Displays mit den Nachrichten sind schwarz und an den Bahnhöfen, die wir passieren, steht niemand. Die ganze Stadt ist heute an ein und demselben Ort. Sie alle warten auf ihn. Mit unserer Wut und ihrer Euphorie und all der Verzweiflung treffen wir heute aufeinander. Die Rolltreppe ist kaputt, also steige ich langsam die eisernen Stufen hinauf. Ich kann sie hören. In der Ferne höre ich sie jubeln. Der Verkehr ist in der gesamten Innenstadt lahmgelegt, es fährt kein Auto und kein Fahrrad. Die Regentropfen peitschen um meine Ohren, als ich am großen Tor hinaufsehe und die Feuchtigkeit dringt durch den Stoff der Maske, aber es ist mir egal. Sie stehen dort zu Tausenden und warten.

Ich gehe durch die Menge und werde angesehen und ausgebuht, aber ich gehe einfach immer weiter. Und stelle mich zu denen, die es nicht einfach hinnehmen werden.

Ich bin hier, entschlossen, denn ich habe mich entschieden.

Bereit, denn wir stehen zusammen.

Traurig, weil wir doch damals die Chance hatten, unsere Geschichte nicht zu wiederholen. Es besser zu machen.

Die schwarze Masse um mich herum bebt, schreit und steht Seite an Seite. Früher haben sie mir Angst gemacht, die Männer und Frauen mit den vermummten Gesichtern, den wütenden, lauten Stimmen und den schweren Stiefeln, die immer zusammen, immer geschlossen in dem großen schwarzen Block liefen. Auf Demonstrationen habe ich sie gemieden, denn sie waren zu viele, zu gewaltig und ich dachte, es geht ja auch ohne Gewalt. Es geht auch ohne Gewalt. Ich glaube immer noch daran. Aber heute stehe ich hier und ich weiß, zurück geht nicht, nur nach vorne. Ich weiß, ich lasse mich selbst zurück, lasse den Glauben an eine Welt ohne Gewalt zurück, an dem ich mich so lange festgeklammert habe. Die Gewalt ist wie von alleine gekommen. Sie ist mit all den Angriffen auf die Synagogen, die Migranten, die freie Meinung, die Presse, die Unschuldigen, die Gesellschaft, in der ich aufgewachsen bin, gekommen und jetzt geht sie einfach nicht mehr weg.

Es geht auch ohne Gewalt. Bitte, lass es eines Tages wieder wahr sein.

Aber jetzt sehe ich sie vor mir, sehe ihre Fahnen, ihre Gesichter, sehe die Erinnerung und die Schuld und die Welt, die wir uns gemacht haben.

Und ich schmeiße den ersten Stein.



3. PLATZ

LUISE HÄNTZSCHE

19 JAHRE



Jahreshoroskop 2100
Sternzeichen

für das
„Parasit“

Das Jahr 2100 steht im Zeichen des Wandels unter der Regentschaft des Parasiten.

Seien Sie sich also bewusst, dass mit dieser Verantwortung eine große Last auf Ihren Schultern liegt. Wollen Sie wirklich wissen, was Ihnen die Zukunft bringt? Zu viel Wissen belastet.

Liebe:

Entsprechend seiner Philosophie, im Leben ginge es nur um den eigenen Aufstieg, hat es sich das Sternzeichen **Parasit** zum Ziel gemacht, eine Beziehung nur zur eigenen Vervollkommnung auszunutzen. Auch, wenn es der **Parasit** nie zugeben würde - in Wahrheit geht es ihm nur darum, mit Hilfe des Partners das ständig präsente Bedürfnis nach „Mehr“ befriedigen zu können und eine Bestätigung seines Gegenübers zu erhalten.

Selbstverständlich sind Sie fähig, sich *grundsätzlich* in jeden zu verlieben, jedoch bevorzugen Sie stets einen Mensch gleichen Kalibers, um keinen sozialen Abstieg zu riskieren. Die Verhältnisse müssen stimmen! Diese Lebenseinstellung begleitet Sie im Frühjahr 2100. Sie kann Ihnen zu Beginn Steine in den Weg legen. Sie müssen feststellen, dass die Realität nicht mit Ihren Träumen mithalten kann und stolpern von einem holprigen One-Night-Stand zum anderen, da Sie äußerliche Makellosigkeit Intellekt und Charakter vorziehen.

Im Juni steht die Liebesbotin Venus in den sanften Fischen. Sie schaffen es endlich Ihren „Herzensemenschen“ für sich zu gewinnen! Für einen Moment glauben Sie es geschafft zu haben, einen *anderen* Menschen als sich selbst zu lieben. Sie überhäufen Ihren Partner mit Geschenken und scheuen keine Mühe und Kosten - egal, ob es der neue Eisbärpelz oder die Elfenbeinhalskette ist.

Mitte August steht der Erotiker Mars im feurigen Widder. Ihre Emotionen kochen hoch. Auf Ihrem Liebesausflug nach Australien geht es heiß her. Am liebsten würden Sie Ihrem Herzblatt jeden Wunsch von den Augen ablesen. Ob auf Erkundungstour im Great Barrier Reef oder auf Tauchgang mit Delfinen - Geld spielt keine Rolle! Es ist für Sie nicht entscheidend, wie hoch der Kerosinausstoß bei Ihrer anschließenden Weltreise ausfällt. Nicht allein Sie sind schließlich für die Luftverschmutzung und den Klimawandel verantwortlich. Solche Sorgen machen sich nur unglückliche Singles. Ende des Jahres tragen Sie in Ihrer Beziehung nicht mehr die rosarote Brille. Ihr Partner will nicht verstehen, dass er gewisse Kompromisse eingehen muss, um Sie glücklich machen zu können. Suchen Sie nicht die Schuld bei sich selbst, schließlich ist es vollkommen in Ordnung, gewissen Bedürfnissen nachzugehen und auf den Gefühlen anderer, für das eigene Wohl, herumzutampeln. Grämen Sie sich also nicht, wenn Sie zu Silvester eine Flasche Sekt alleine leeren müssen - dann bleibt wenigstens mehr für Sie übrig. Die Liebe mit Ihrem Sternzeichen ist nun mal ein Abenteuer, dem nicht jeder gewachsen ist!

Gesundheit und Wohlbefinden:

Sie wissen genau, welches Maß an seelischem Druck für Ihren Körper gut ist. Ihr permanenter Drang der Selbstverwirklichung führt oftmals zu einer Überschätzung Ihrer körperlichen Ressourcen. Lassen Sie sich trotz depressiver Verstimmungen nicht beirren: Sie machen alles richtig! Das Jahr beginnt für Sie bereits vielversprechend: Mit dem Energieplaneten Mars im Sternzeichen **Parasit** starten Sie voller Energie in das neue Jahr.

Mitte Juni steht die Sonne in Ihrem Zeichen. Sie sollten Ihre Kräfte vor Ihrem endgültigen Burnout noch einmal bündeln und 110% geben! Mars fungiert ab August als Energieräuber. Nun heißt es, nicht durchhängen, denn nur ein hohes Arbeitspensum kann Sie wieder zu neuer Kraft verleiten.

Ab September weckt Venus Ihre genießerische Seite. In diesem Monat neigen Sie zu Schlemmersünden, die das von Ihnen angestrebte Schönheitsideal gefährden könnten. Achten Sie nun besonders fokussiert auf Ihre Ernährung und scheuen Sie sich nicht davor, sämtliche gesundheitliche Daten mit pseudo-vertraulichen Apps zu teilen, damit diese ihr Wissen für gezieltes Product Placement ausnutzen können. Lassen Sie sich nicht von Neptun dazu verleiten, im Oktober Ängste bezüglich Ihrer körperlichen und psychischen Verfassung Ihr Handeln bestimmen zu lassen! Nur eine hohe Selbstdisziplin und ein Austesten Ihrer Stressresistenz können Ihnen dabei helfen, Ihre guten Vorsätze einzuhalten! Gönnen Sie auch in der Adventszeit Ihrem Geist nicht zu viel Ruhe und tauchen Sie nicht in Fantasiewelten ab. Trotz eines Gefühls des Ausgelaugtseins, dürfen Sie sich nicht dem Drang nach Erholung hingeben. Nur

Ihr Sternzeichen hat das Potenzial, jeglichen Genüssen zu entsagen, um den durch Soziale Medien propagierten Traumkörper zu erarbeiten! Bleiben Sie stark, es zahlt sich aus.

Karriere:

Ihre Neujahresvorsätze sind eindeutig: Für Sie soll es dieses Jahr nur einen Weg geben - steil bergauf! Dafür schenkt Ihnen Jupiter im Februar eine besonders produktive Phase. Sie strözen regelrecht vor Energie und Einfallsreichtum und arbeiten bis spät in die Nacht. Schlaf und Erholung wird überbewertet, dem sind Sie sich sicher. Es ist vollkommen in Ordnung, wenn Sie den Geburtstag Ihres Lebenspartners vergessen und ihm nach einem völlig unnötigen Streit zur Versöhnung Blumen und einen Tetrapack Wein an der nächsten Tankstelle kaufen. Geld spielt für Sie einfach die wichtigste Rolle im Leben - auch wenn Sie nie zufrieden mit den Zahlen auf Ihrem Konto sein werden.

Ab April fordert der Geschäftsplanet Merkur von Ihnen mehr Disziplin. Sie haben Ihre Produktivität enttäuschend gesenkt! Ihr Partner will nicht verstehen, wie Sie schon wieder vergessen konnten, Ihr gemeinsames Kind von der Schule abzuholen. Merkur bietet Ihnen einen Lösungsansatz, denn er erhöht Ihre Gewinnchancen. Sie gewinnen an Kommunikationsgeschick, ideal, um Ihren Chef nach einer Gehaltserhöhung zu fragen. Ihr größtes Lebensziel ist es schließlich, ein fettes Plus auf Ihrem Konto zu sehen.

In diesem Monat sind Sie Profi des Self-Marketings. Sie schaffen es immer wieder, andere von Ihren (nicht immer vorhandenen) Fähigkeiten zu überzeugen und Ihren Kunden Honig ums Maul zu schmieren, um ihnen Geld aus den

Taschen zu ziehen. Spielen Sie mit dem Gedanken, Ihren Chef von der Idee zu überzeugen, von nun an den Produktionsstandort nach China um zu verlegen. Kinderarbeit könnte Ihrem Unternehmen eine Menge Geld sparen. Ab September gibt Mars Ihnen das Gefühl, mehr leisten zu müssen. Sie wollen um jeden Preis ganz vorn dabei sein und sehen es nicht ein, den Teamplayer zu mimen. Schließlich wollen Sie doch die Lorbeeren für den Erfolg ernten! Vorgaben und Regeln begrenzen Ihre Kreativität unnötig. Wenn sich Ihre Kollegen bezüglich Ihres Handelns stur stellen, dann ignorieren Sie diese einfach. Sie sind schließlich Ihr *eigener Chef!*



3. PLATZ

THERESA MÜLLER
23 JAHRE



Interview mit Weltsensation

Kim lässt die Zeitung wieder sinken. Eigentlich hat sie bis jetzt jedes Interview ausgeschnitten und in eine Mappe geheftet, oder ausgedruckt, wenn es ein Online-Magazin war.

„Ist doch toll!“, hätte Marleen gesagt. „Mich hat noch nie jemand als Weltsensation betitelt.“

„Ich würde liebend gerne mit dir tauschen“, hätte Kim geantwortet. Sie holt eine Schere und schneidet nun doch aus. Es ist noch nicht lange her, sie erinnert sich genau.

„Herzlich Willkommen, Frau Wunsch. Es ist uns eine große Ehre, Sie heute persönlich kennenlernen zu dürfen.“

Kim lächelt gequält und drückt die nasse Hand des Mannes.

„Danke für die Einladung.“

„Setzen Sie sich doch. Nehmen Sie Platz, nehmen Sie Platz!“ Er deutet auf den Stuhl am Fenster und schiebt den Teller mit Weihnachtsgebäck ein Stück auf sie zu, sodass er fast vom Tisch fällt.

„Danke.“ Kim setzt sich und betrachtet skeptisch die gebackenen Engel. Weihnachten ist schon einige Wochen her. Ob die Plätzchen so trocken und hart sind, wie sie aussehen?

Herr Josef hat sich inzwischen ihr gegenüber gesetzt und zupft unruhig an seinem Pullunder herum. „Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten? Einen Kaffee? Tee? Wasser? Mit oder

ohne Sprudel? Ein Gläschen Milch? Wir haben auch Sojamilch.“

„Gerade nicht, danke.“ Kim nimmt nun doch einen Keks. Herr Josef rutscht auf seinem Stuhl herum.

„Nun, Frau Wunsch. Ihr Dasein hat die Welt in Aufregung versetzt. Sie teilen uns alle, Sie spalten, Sie polarisieren. Wie fühlt sich das an?“

„Was genau jetzt?“

„Na“, Herr Josef reißt die Hände in die Luft, „der eine Teil dieser Erde ist begeistert, hingerissen, will mehr davon. Der andere Teil bemitleidet oder hasst Sie.“

„Dass ich jetzt hier sitze und alle über mich reden, ist nicht mir zuzuschreiben, sondern meiner Schöpferin.“

„Interessant“, sagt Herr Josef, als sei es etwas völlig Neues.

„Wie war das? Wie haben Sie davon erfahren? Was haben Sie gespürt? Erzählen Sie, erzählen Sie!“

„Es war am Tag vor Heiligabend“, sagt Kim und schaut aus dem Fenster.

Der Himmel ist grau, ein feiner Nieselregen legt sich auf die Frontscheibe. Wie jedes Jahr, denkt Kim, biegt in die große Hofeinfahrt ein und wäre am liebsten wieder umgedreht. Im Vorgarten steht ein aufblasbares Rentier, das einen Schlitten zieht. Auf dem Dach wankt ein riesiger hässlicher Weihnachtsmann.

Kim holt ihr Gepäck aus dem Kofferraum und schleppt es zur Haustür. Gerade will sie klingeln, da wird die Haustür aufgerissen.

Nicht mein Leben

„Kimi, mein Schatz! Wie schön, dass du da bist!“ Ihre Mutter umarmt sie noch im Niesel und nimmt ihr eine Tasche ab.

„Wie geht's dir? Was macht das Studium?“

„Alles im Lot“, sagt Kim.

„Wir können direkt essen, ich habe extra Hirse-auflauf gemacht.“

Kim kaut auf dem Keks herum. So müssen gezuckerte Steine schmecken.

„Und dann haben Sie ganz normal mit Ihren Eltern gegessen?“ Herr Josef hustet kurz in die Armbeuge. „So, wie früher?“

„So wie 24 Jahre lang.“

„Unfassbar.“

„Woher sollte ich etwas wissen?“

„Ich dachte immer“, Herr Josef greift nach einem Keks, „man müsste spüren, dass etwas nicht stimmt, dass etwas anders ist.“

Kim steht auf und geht zur Tür.

„Wir holen jetzt den Baum rein“, sagt ihre Mutter.

„Willst du nicht dabei sein?“

„Ich packe erstmal ein bisschen aus.“ Sie geht nach oben. Nichts hat sich verändert, alles ist wie immer. Vor dem Regal auf dem Flur bleibt sie stehen, zieht willkürlich ein paar Bücher heraus und schiebt sie wieder zurück. Jetzt in den Ferien wird sie endlich wieder etwas Zeit zum Lesen finden. Das nächste Buch, das sie herauszieht, ist ein Fotoalbum. Interessiert schlägt sie es auf, blättert die ersten Seiten durch. Plötzlich entdeckt sie ein Foto, auf dem sie zu sehen ist. Dann noch eins, noch eins. Das ganze Album ist voller Fotos von ihr, von Orten, an die sie sich nicht erinnert. Wie kann das sein? Auf den Bildern ist sie acht oder neun. Daneben Sätze

ihrer Mutter: *Mit Kimi-Schatz in Paris. Mit Kimi-Mausi auf Kreuzfahrt.*

Kim neben Menschen, die sie noch nie gesehen hat.

„Das war es?“, fragt Herr Josef und versucht, den Keks in seiner Hand ein wenig weicher zu kneten. „Das war der Hinweis?“

„Ich war verwirrt, fassungslos“, sagt Kim. „Es fühlte sich an, als seien Jahre an mir vorbeigezogen, an die ich keinerlei Erinnerung hatte. Ich bin nie in Paris gewesen, habe nie eine Kreuzfahrt gemacht. Ich hielt es für einen Fehler, eine Verwechslung.“

Herr Josef sieht auf seine Notizen. „Dachten Sie an eine verschollene Zwillingsschwester?“

„Natürlich. Das war die einzig logische Erklärung für mich.“ Kim schlägt das Fotoalbum zu, schlägt es wieder auf. Schließt die Augen, öffnet sie wieder. Alles noch da. Sie blättert weiter. Als ziehe ein Leben an ihr vorbei, das sie nie selbst gelebt hat.

Ganz hinten findet sie einen Zettel, die Handschrift ihrer Mutter.

„Was waren das für Aufzeichnungen? Was stand da?“ Herr Josef scheint sich selbst zu vergessen und legt den Keks zurück auf den Teller.

Folgeerkrankungen durch Klonen möglich, liest sie. Haustiere und Nutztiere wurden bereits erfolgreich geklont.

Es dauert eine Weile, bis sie zu verstehen beginnt, was das bedeutet. Sie ist nur eine Kopie. Irgendwo auf diesem Planeten gibt es einen Menschen, dessen Kopie sie ist. Sie lebt das Leben eines anderen.

„Unfassbar“, sagt Herr Josef wieder.

„Wer bin ich überhaupt, wenn ich doch eigentlich ein ganz anderer bin?“

„Warum hat Ihr Umfeld nichts gemerkt? Ir-

gendjemand muss doch das Original gekannt haben?“

„Meine Eltern sind vor meiner Geburt ausgewandert. Ich habe den Rest meiner Familie nie kennengelernt.“

Kim merkt wieder die Tränen.

Sie tropfen auf den Zettel, die Schrift ihrer Mutter verwischt. Sie lässt das Buch sinken, dabei fällt ein weiterer Zettel heraus, ein zusammengefalteter Zeitungsausschnitt.

Viel zu früh ist unser Schatz von uns gegangen. Nach langem Kampf hat die Krankheit gesiegt. Wir trauern und vermissen dich!

Kim schneidet zu Ende aus. Ihre Hände zittern. Sie weiß nicht, wie es weitergehen soll. Sie kann nirgendwohin, ihr Foto ist um die ganze Welt gegangen.

Sie schnippt eine tote Fliege vom Schreibtisch und steht auf. Vielleicht, denkt sie, vielleicht gibt es doch einen Ort für sie.





NOMINIERUNGEN

PAULINE WEINBERG

NOMINEE

PIA MARIE HEGMANN

NOMINEE

AMELIE ACHMINOW

NOMINEE

LEA KRÜGER

NOMINEE

14 - 18 Jahre

NOMINEE

PAULINE WEINBERG

18 JAHRE



Hart prasselten die Regentropfen auf den staubigen Asphalt. In den Rissen sammelte sich das schlammige Wasser und stieg höher, bis es beinahe die gesamten Überreste der Straße bedeckte. Kleine Moospolster, die einst in den Lücken des Teers wuchsen, schwammen nun in aufgeregten Kreisen herum, enturzelt und angetrieben von den Tropfen, die neben ihnen einschlugen. Am Rande der Straße streichelten die hängenden Äste eines Baumes den aufgeweichten Boden. Der Regen war schon lange überfällig und die Erde sog jeden Tropfen auf, als wäre es der letzte, der vom Himmel fallen würde.

Durch den scheinbar undurchdringbaren Schleier von Wasser, der herunterstürzte, schlugen sich drei Schatten. Gleichmäßig und synchron schienen sie über den brüchigen Boden zu gleiten, als würden sie die Gesetze der Schwerkraft nicht kennen. Nur einer dieser Schatten, der kleinste von ihnen, schien sich schwerer zu tun. Immer wieder stoppte er kurz, wenn er vor einer tieferen Pfütze angekommen war, oder eines der Moospolsterchen in seinen Weg hüpfte.

Stets in gleichbleibendem Tempo überquerten die Schatten die Straße und verschwanden hinter den hängenden Ästen. Der Kleinste schob sich als letztes durch das nasse Blättergewirr hindurch.

„Wann sind wir da?“, fragte dieser, als er es schaffte die anderen einzuholen.

„Die berechnete Ankunftszeit ist in exakt 23 Sekunden“, teilte einer der anderen Schatten mit. „Aktualisiere dein Standortprogramm, du wirst vergesslich“, tadelte er.

Stumm glitten die drei die restlichen Sekunden nebeneinander her. Die geballten schwarzen Wolken über ihnen, die das kalte Wasser auf sie herabwarfen, schienen sich zu beruhigen. Der Regen wurde leichter, das Moos schwamm langsamer und die Sonne brach durch die Wolkendecke hindurch. Das feuchte Gras glänzte im Schein der noch verschlafenen Sonnenstrahlen. In ihrem Licht sah man die winzigen Regentropfen vom glänzenden Metall der drei abperlen und kleine Regenbögen, die aus den Tropfen herausbrachen.

Nun waren die Schatten auch keine Schatten mehr, sondern glänzende metallene Wesen, nicht größer als ein Hund, aber eleganter. Sie schwebten ein paar Millimeter über dem Boden, die großen Augen mit Kameras ausgestattet, und einem Lautsprecher unter diesen, eingesetzt wie ein menschlicher Mund.

Die Schaukel

Die drei stoppten vor einem Haus. Die Wände waren einst weiß gewesen und die nun morschen Fensterläden hatten die Farbe von verblasstem Orange. Efeu überwucherte das Haus bis zum eingestürzten Dach und fraß sich seinen Weg durch die Fenster in das Innere des Hauses.

„Das ist es?“, fragte der Kleinste und ließ seine Augen aufleuchten.

„Genau. Sie nannten das hier „Zuhause“. Hast du dir die Schöpfer-Datei noch immer nicht heruntergeladen?“, fragte der Dickere mit einem vorwurfsvollen Blick zu dem ganz in schwarzes Metall eingehüllten Dritten. „Er macht nie seine Updates dann, wenn sie eintreffen“, zischte dieser zurück. „Kinder“, antwortete der Dicke nur, und es klang so, als würde er die Augen verdrehen.

Gemeinsam betraten sie das Haus.

„Aber warum gibt es keine Menschen mehr?“, fragte der Kleinste, als er etwas Seltsames auf dem Boden entdeckte. Es war ein Bild, ziemlich ausgebleichen, doch ganz undeutlich konnte man sogar noch die Farben erkennen. Es waren Menschen darauf, die ihr Gesicht so verzogen, dass man ihre Zähne sehen konnte. Drei Menschen: ein Mann, eine Frau und ein kleiner Mensch. Der Kleinste versuchte mit allen Programmen, die ihm zur Verfügung standen, dieses Bild zu analysieren, doch umso mehr er es versuchte, desto öfter blinkte in ihm „Error“ auf. Er verstand das Bild nicht.

„Menschen hatten eine große Schwäche. Sie hatten einen Fehler in ihrem Bewusstsein. Sogenannte Gefühle“, erklärte der Dickere.

„Sie wollten etwas, das nannten sie „Glücklichsein“. Doch das konnten sie nicht erreichen und so fingen sie aus Wut an, dieses Gefühl in materiellen Dingen zu suchen. Sie zerstörten langsam die Welt, in der sie lebten. Sie brachten es soweit, dass nicht nur das Klima zusammenbrach, sondern auch die Tiere ausstarben und schlussendlich brachten sie sich alle gegenseitig um.“

„Aber warum sollte man andere zerstören, vor allem wenn man von derselben Art ist?“ Mit einem leisen Surren fuhr ein Hebel aus der rechten Seite des silbernen Rumpfs heraus. Der Kleine nahm zaghaft das Foto auf, um es sich genauer anzusehen.

„Das sind Menschen. Es steckt hinter ihren Taten keinerlei Logik oder Berechnung.“ Der Kleinste antwortete nicht, denn seine Kameras waren immer noch auf das Bild gerichtet. Durch seine Schaltkreise funkte ein winziger Schlag, der seine Drähte erwärmte. Er wusste nicht recht, was passierte; ein Systemcheck zeigte ihm nichts an. Trotz jeder Logik, die er in sich trug, steckte er unbeobachtet das Bild in sein Geheimfach.

„Komm wir gehen. Wir sind nun schon vierzehn Minuten hier, langsam reicht es.“ Die drei verließen das Haus, doch der Kleinste drehte sich noch einmal um.

„Was ist das?“, fragte er. Der Dickere drehte sich ebenfalls um und scannte das Objekt, das dort stand: „Sie nannten es Schaukel. Anscheinend setzten sie dort ihre Kinder ab, um sie glücklich zu machen.“

„Das klingt so, als wären Menschen gar nicht so schlecht gewesen. Sie wollten schließlich durch so etwas anderen Menschen Glück bringen, oder?“ „Aus Liebe entsteht Hass, und zwar schneller, als man denkt.“ Mit diesen Worten drehte sich der Dicke erneut um und bahnte sich seinen Weg durch das nasse Gras. Der Kleinste blieb noch einen Moment stehen und starrte die Schaukel an. Auch sie war wie alles hier morsch und kaputt und doch zog sie ihn an. Vorsichtig blickte er sich um, doch die anderen waren schon an der Straße angelangt und würden aus Energiespargründen nicht noch einmal umkehren. Langsam näherte er sich der Schaukel, bis er schließlich direkt vor den Seilen stand, an dem das kleine Holzbrett baumelte. Er berechnete die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenbruchs, das Risiko auf einen Riss des Seiles, und beschloss, trotz hoher Wahrscheinlichkeit, sich langsam darauf nieder zu lassen. Mit einem Mal schob ihn eine Windböe nach vorne und die Schaukel begann sich zu bewegen. Sein Mechanismus reagierte und er klammerte sich mit drei Greifarmen an den Seilen fest. Etwas kribbelte durch seine Schaltkreise.

In dem Moment, in dem die Schaukel den höchsten Punkt erreichte und er über das Blätterdach des herunterhängenden Baumes sehen konnte, verstand er. Er begann das Bild zu verstehen.



NOMINEE

PIA MARIE HEGMANN
17 JAHRE



Ackerende

Das Häufchen Ackererde neben der Mulde wird schon trocken. Es ist warm heute, wärmer als sonst. Kein Wunder. Klimawandel. Ich weiß jetzt schon, dass die Ernte dieses Jahr knapp ausfallen wird, und das, obwohl es noch kaum begonnen hat.

Das sind ernüchternde Aussichten; ich sollte fortfahren, das Feld umzugraben. Stattdessen starre ich auf das Papier in meiner Hand. Beim Umgraben bin ich auf eine Dose gestoßen, etwas, das früher Filmdöschen genannt wurde. Aus Plastik, wie ironisch. Darin war dieses Papier. Eine Zeitkapsel.

Ich kann meinen Blick nicht von den Buchstaben wenden. Sie sind fast 49 Jahre alt, wie mir das Datum am oberen Ende des Briefes verrät: 25.11.2019.

Ein Brief an mich, ohne, dass der Verfasser wusste, wer ich sein würde. *Lieber Jemand*, heißt es dort. *Ich hoffe, es geht dir gut*. Eine solch profane Formel, die mich innehalten lässt, trotz der drängenden Arbeit, hier, auf meinem Acker kniend. Ich möchte antworten auf diese Nachricht, auch wenn es unmöglich ist, sie zurück durch die Zeit zu schicken. 2019. Das ist so lange her – es muss seltsam sein, damals gelebt zu haben. Auf den Geschichtswebsites wird diese Zeit als etwas Irrationales beschrieben. Eine Zeit, in der Handeln und Ignoranz, Zuversicht und Verzweiflung so nah

beieinander lagen, dass man sie kaum voneinander unterscheiden konnte. Die Zeit, in der endlich Bewegung in die Menschheit kam. Leider etwas zu langsam.

Ich wische mir mit der Hand den Schweiß vom Gesicht und lasse meinen Blick schweifen über die Eichen, die Oliven- und Pinienbäume, die Hochhäuser im Hintergrund, die fast mit dem Himmel verschmelzen. Als diese Kapsel hier vergraben wurde, muss die Landschaft anders ausgesehen haben: mit Buchen und Birken anstelle der mediterranen Bäume, und die Wolkenkratzer standen damals sicher auch noch nicht. *Lieber Jemand*, denke ich. *Lieber Jemand*, nein, es geht mir nicht gut.

Stopp, das ist nicht wahr. Es geht mir nicht schlecht. Ich habe eine Wohnung. Ich habe eine Arbeit. Und seit diesem Jahr habe ich auch diesen kleinen Acker, der meine Tochter und mich hoffentlich durch das Jahr bringen wird. Für dieses Stückchen Erde musste ich hart arbeiten, aber jetzt gehört es mir. Ich werde versuchen, es das ganze Jahr über zu bepflanzen. Das bedeutet, wir haben gute Chancen – selbst wenn die Supermärkte wieder schließen, weil sie kein Essen mehr zu verkaufen haben. Ich sollte mich nicht beschweren.

Okay, lieber Jemand, denke ich also. *Mir geht es verhältnismäßig gut. Aber wenn du an meiner Stelle wärst, würdest du das sicher nicht sagen*. Nachdenklich zupfe ich einen vereinzelt Grashalm aus der Erde. Eine leichte Brise streicht über mein Gesicht. Ich weiß nicht, was die Leute sich früher dachten, als sie im Kampf gegen den Klimawandel auf Zeit spielten. Sie wussten doch, dass er die Wirtschaft in eine Krise stürzt. Sie wussten um die Ernten, die er ausfallen lässt, sodass mancherorts heute

überhaupt nichts mehr wächst. Sie wussten, dass das zu Hungerkriegen führt, zu Hungerkriegen überall, weil das Problem global ist. Dass das die Leute zum Fliehen zwingt. Und dass die übrigen heilen Flecken der Erde eine Bevölkerung von zehn Milliarden Menschen erst recht nicht ernähren können.

Sie wussten das alles. Meine Zeit wurde von ihnen vorausgesehen. Aber sie sahen sich nicht als Teil davon. Manchmal fällt es mir schwer, nicht wütend zu werden.

Das heißt, auf manche. Bei all meiner Sorge: Es hätte noch schlimmer kommen können.

Schief lächelnd sehe ich auf. Der leichte Wind lässt die Blätter der Olivenbäume silbern schimmern. Am Himmel fliegen einige Vögel vorbei. Allein sie zu sehen sollte ein Glück sein, ein Zeichen dafür, dass die Menschheit nicht komplett versagt: Das Artensterben wurde eingedämmt. Zwar ist es noch nicht gestoppt – die steigenden Temperaturen und der allseits mangelnde Lebensraum bleiben ein Problem –, aber sobald die Erde sich nicht mehr weiter erwärmt, könnte das erreicht sein. Tatsächlich habe ich vor diesem Filmdöschen bisher nur Fotos von Plastik gesehen. Gott sei Dank haben Tiere heute eine höhere Priorität, ohne Insekten würde ich verhungern, selbst wenn ich alle Äcker der Erde besäße.

Ich lege den Grashalm behutsam neben den Acker. *Noch ein positiver Punkt, lieber Jemand?*, denke ich. *Ich habe einen: Der Klimawandel wird seine maximale Stärke nicht erreichen. Nicht, dass das, was wir schon haben, nicht ausreichen würde, aber immerhin.*

Zwar wurden einige Kippunkte nicht lange nach der Entstehung meines Briefes erreicht, erzählen die Geschichtswebsites. Das Abschmel-

zen des Grönlandeises zum Beispiel, dem wir den hohen Meeresspiegel verdanken; manche Leute haben angefangen, Venedig „Atlantis 2.0“ zu nennen. Allerdings scheinen diese Kippunkte den Teil der Menschheit aufgeweckt zu haben, der bis dahin noch geschlafen hatte.

Langsam falte ich den Brief zusammen. Ich war immer fasziniert von dieser Bewegung des Handelns: wie sich das ausbreitete von einem Mädchen in Stockholm bis in die Welt. Hätte es die Kleine nicht gegeben, hätte das Totalfiasko wahrscheinlich nicht mehr aufgehalten werden können. Jetzt ist die Welt klimaneutral, auch wenn getaner Schaden nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. *Richte ihr mal meinen Dank aus, lieber Jemand.*

Ich stopfe das Papier in meine Hosentasche und nehme das Filmdöschen gleich dazu – ich werde es daheim recyceln lassen. Dann nehme ich meinen Spaten wieder in die Hand. Ein Spaten – das hatten die Leute früher auch. Zwar gibt es heute autonome Alternativen, aber die sind teuer. Zu teuer für mich.

Mit frischer Kraft ramme ich die Schaufel in die Erde. Es gibt viel zu tun, wenn ich am Leben bleiben will. Und wer weiß, wann die nächste Bombenwarnung kommt; bis dahin sollte ich mit Umgraben fertig sein.

Während ich mein Werkzeug wieder aus dem Boden hebele, scheint es mir, als täte ich das im Takt zu dem ersten Satz in dem Brief: *Ich hoffe, es geht dir gut.*

Lieber Jemand, Sorge doch dafür, denke ich, ramme den Spaten in den Boden, hebe Erde heraus. Du lebst in der richtigen Zeit. Du kannst etwas ändern; ich nicht mehr. Spaten in den Boden. Hochheben. Aber tu es nicht für mich. Tu es für dich. Vielleicht lebst du auch heute noch. Meine Zeit ist deine Zukunft. Vergiss das nicht.



NOMINEE

AMELIE ACHMINOW

16 JAHRE



Aus zu durstigen Mündern
kommen zu drastische Worte
so welche von der Sorte
die verletzen
und zerstör'n
weil sie hetzen
anstatt zu hör'n
aufeinander

Das sind die Worte drastischer Leute
die alles Begehrte bekommen
weil die Werte verschwommen
sind
zwischen Notwendigkeit und Überfluss
zwischen miteinander handeln und einander ausnutzen
zwischen Gier und Genuss
zwischen genug haben und immer mehr wollen
von damals bis heute

Und obwohl sie schon alles besitzen
was man besitzen kann
Häuser bis in den Himmel, Hygiene bis in die Ritzen
dürsten sie trotzdem noch dann und wann

Diesem Durst folgend führ'n die Leute
von heute
ihr drastisches Leben
um den Kontostand immer höher zu heben
und die, die weniger haben runter zu machen
nur am Reichsten sein, heißt Siegen
und wenn man nebenbei das Lachen
und in Träumen fliegen
verlernt, gibt es wichtigere Sachen

Zu investieren, um zu funktionieren

Aus diesem effizienten Alltag eines Jeden
schleicht sich manchmal eine Hoffnung auf der Suche nach Ruh(r)
doch sie findet nur Hektik und zahlreiche Leben
die nur
auf Bestreben

Durstige Münder

gedrillt sind
Und daneben
diese Uhr
die die Zeit boshaft verfliegen lässt
dass so gestresst
wie jeder ist
keiner mitbekam
wie von ihrem Weg unsere Welt
eine Abzweigung nahm
in die Sackgasse kam

Weg von dem echten Verstand und der echten Vernunft
hin zum gefakten Glück namens Geld
und sich selbst schon vergisst
in dieser einst fernen Zukunft
die jetzt da ist
und etwas vermisst

Und die Hoffnung schaut zu
wie die Welt kaputt geht
und dann bemerkst Du
wie sie voll Schmerzen sich windet
und schließlich verschwindet.

Es wird einmal.
Wird es einmal?

Aus zu drastischen Mündern komm'n zu durstige Worte
so welche von der Sorte
die dürsten nach etwas, das sie einmal kannten
jetzt nicht mehr kennen
und womöglich nie wieder kennenlernen

Verloren im Kriege
gegen sich selbst
ihr Durst gilt der Liebe



NOMINEE

LEA KRÜGER
17 JAHRE



Spieglein, Spieglein

Spieglein, Spieglein an der Wand.
Zeig mir doch was, das mir gefällt,
zeig mir die Zukunft dieser Welt,
zeig mir, was einmal aus uns wird,
nein, sag nicht, wir haben uns verirrt.
Zeig mir bloß ein Bild von *dann*,
denn ich will sehn,
dass alles besser werden kann.

Gib zu,
das Jetzt ist kein Fixum,
eher ein Kartenhaus im Wind.
Drum puste es fort
wie ein federleichtes Wort
zu einem schöneren Ort
namens Zukunft.

Von irgendwoher hör' ich es singen:
*Ach wie gut, dass niemand weiß,
unsere Erde ist so heiß,
viel heißer noch als ein Vulkan,
wer hat ihr das bloß angetan?*

Oh Spieglein, hörst du dieses Unglück?
Mein liebes Spieglein, dreh die Zeiger zurück
oder zeig allen,
wie krank unsere Heimat ist!
Ich sag es ungern, doch die Zeit ist um,
sich auszuruhen, nichts zu tun.
Wir brauchen Ideen, die wachsen,
keine politischen Faxen.
Nein, *nein*, sag nicht.
Da wuchs die *Angst* riesengroß,
riesengroß,
riesengroß,
das verschlimmert alles bloß.
Wir brauchen keine Mauern,
sondern ein Floß, das uns trägt,

über Wasser aus Plastik
und Wellen aus Panik
schauen wir nach vorn,
nicht wieder zurück.

Es war einmal
ist nun egal.
Es wird einmal
nach unserer Wahl
ist wichtiger.

Ich weiß,
die Erde war des Universums schönes Kind,
bevor wir auf den Gedanken gekommen sind,
sie zu schänden und uns zu bekriegen
ohne jemals wirklich zu siegen, weil
Sieg doch so subjektiv ist.

Oh Spieglein,
für mich ist Siegen ein Synonym für
Glücklichsein,
weil ich dachte, das zählt allein.
Du weißt schon,
ein Lächeln auf den Lippen,
bei „oh happy day“ im Takt zu wippen,
im Moment leben eben.
Das ist mein siegreiches Streben.

Ich dachte, das wäre ein Sieg,
den nicht nur einer haben kann,
sondern wir alle zusammen.
Ein wenig zumindest.
Spieglein, bitte sag,
dass du das auch so empfindest.

Oh Spieglein, Spieglein, dort vor mir.
Wäre die ganze Welt gerade hier,
könntest du ihr zeigen,
wie es um sie steht,
dass es vielleicht Individuen gut geht,
die Masse jedoch kränkelt,
schwächelt,
hechelt,
weil alles zu schnell geht
und zu viel Zeit vergeht,
vergangen ist,
ohne, dass das jemand wollte.

Ja, es sind
immer noch die gleichen Baustellen.
Immer noch zu viele Bäume, die wir fällen.
Immer noch zu heftige Stürme für ein zu
kleines Boot.
Immer noch sind Menschen in Not
wegen Klima, Krieg und ihren Regeln.
Wir fallen wie umgeworfene Kegel,
stehen nicht auf,
es ist ein ewiger Lauf
auf der Stelle.
Dabei haben wir doch Platz zu rennen!
Wer nicht weiß wohin,
folgt am besten den Klängen
der Hoffnung,
denn die gibt es.

Wir sind nicht gefangen,
kein Turm ist unser Haus.
Warum brechen wir also nicht aus?
Sind doch nicht zum Jahrhundertschlaf
verdammt,
sondern haben das Ruder selbst in der Hand!

Wir wissen heute Dornenhecken zu
überwinden,
sahen schon so viele Barrieren schwinden,
können auch nun einen Ausweg finden!
Aber
wir müssen *jetzt* die Zukunft sehen,
bevor wir in der Gegenwart vergeh'n.
Ob Schneeweißchen oder
Mitternachtsschwarz;
es spielt doch keine Rolle, es ist nicht gefragt.
Wir sind groß zusammen,
aber klein allein,
also warum nicht vereint?

Oh Spieglein, mein Spieglein,
dein Glas ist noch trüb, dein Bild nicht sicher,
wie inmitten eines Gewitters.
Doch hinter den Wolken, da sehe ich Licht.
Versteck dich nicht,
denn ich weiß jetzt, es ist wahr:
Das Ende ist noch längst nicht klar
und ist das nicht einfach wunderbar?

Wir sind frei zu verbessern, was war,
um zu kreieren was wird!

Vergiss nun all die Schlamassel, vergiss die
ganze Qual,
denn wir *alle* haben eine Wahl,
wenn wir hoffnungsvoll sagen:
es wird einmal...





NOMINIERUNGEN

LEAH WEIGAND

NOMINEE

ISABELLE MEYER-THAMER

NOMINEE

KATHARINA MÄRTENS

NOMINEE

19 - 25 Jahre

NOMINEE

LEAH WEIGAND
23 JAHRE



Ungewöhnlich

„They are used to it!“ - “Sie sind daran gewöhnt!“,
Wie oft habe ich das hier gehört,
und ich habe es dann geschluckt,
denn es hat mich nicht weiter gestört,
und es hat mich nicht weiter gejuckt,
denn sie sind ja dran gewöhnt.

Der Mensch ist ein Gewohnheitstier,
klar, das weiß ich
und das weiß ich nicht nur von hier.
Gehen wir in unser Lieblingsrestaurant,
sitzen wir dort,
wo wir immer sind,
gehe ich ins Hallenbad,
benutze ich immer den gleichen Spind,
und schon seitdem ich ein Kind
bin, hat jeder seinen Platz am Esszimmertisch.
Eine Änderung nimmt niemand recht gern in Kauf,
und wehe ein Gast hebt diese Ordnung mal auf.

Bepackt mit meinen Gewohnheiten kam ich hier her,
einige gingen noch als Handgepäck durch – wie meine Gabel und meine Jeans.
Andere dagegen, wogen schwer.
Doch kaum hier,
gewöhnte ich mich an neue Dinge
und lernte die Gewohnheiten der Menschen kennen.
Lernte, was sie essen
und Matooke nennen,
und mit „Fuß“ zu messen.
Dass man mich „Mzungu“ nennt,
man keine Waschmaschine kennt,
und die Zeit für gewöhnlich weniger rennt.
Und dass die Menschen Nüsse sind,
musste ich auch erst checken,
die manchmal etwas schwer zu knacken sind,
aber hinter deren Schale, richtig gute Freunde stecken.

Und so gewöhnte ich mich auch an die Erklärung:
„They are used to it!“
Bis mich manch weniger leichte Fragen erreichten.

Denn wenn ein Kind einen ganzen Schultag durchlebt,
ohne dass etwas zu Essen auf dem Boden steht,
frag' ich mich, ob man sich wirklich
an alles gewöhnen kann,
denn ich find',
dass manche Dinge
einfach ungewöhnlich sind!
Und ich sehe diese Kinder, nur mit Fetzen oder nackt.
Rechtfertigt die Gewöhnung einen solchen Fakt?
Und wenn die Schläge eines Lehrers für ein Kind,
normal geworden sind,
kommt mir ein Zweifel daran in den Sinn,
dass ich von Gewöhnung immer positiv beeinflusst bin.
Und wenn ich überlege, wie lang ich schon hier bin,
und das ist noch nicht sehr lang,
frag' ich mich, ob man Gewöhnung überhaupt steuern kann.
Und woher weiß man,
was die guten und die schlechten Angewohnheiten sind?
Und woher weiß man das als Kind?

„They are used to it!“
“Sie sind daran gewöhnt, die Kinder!“
Daran, jeden Morgen um fünf Uhr aufzusteh'n, und nicht vor zehn ins Bett zu geh'n.
Daran, eine Stunde zur Schule und barfuß zu laufen,
daran, sich nie etwas zu kaufen,
weil sie nichts besitzen.
Daran, über Stunden auf dem Boden zu sitzen, oder zu knien.
Waschen, Putzen, dem Hähnchen die Federn ausreißen,
Wasser tragen, Gäste versorgen, Geschwister anweisen,
mit zehn daran gewöhnt, einen ganzen Haushalt zu schmeißen!
Sich täglich von Maisbrei und Bohnen ernähren,
Respektpersonen kniend ehren,
bis zum nächsten Arzt ca. fünf Meilen,
den Schlafraum mit der 12-köpfigen Familie teilen.

„They are used to it!“
Es gibt viel, an das man sich offensichtlich,
so richtig,
gewöhnen kann.
Und es zeigt mir, wozu auch ich in der Lage sein kann.
Als Deutscher komme ich mir vor wie ein Schwamm,
der gar nicht weiß, wozu er fähig sein kann,
weil er hart und ausgetrocknet durch Deutschland flaniert,
ohne, dass etwas passiert,
das sein Potential entfaltet.
Ohne zu wissen, welche Größe er erreicht,
wenn man ihn im Wasser der Grenzsituationen aufweicht.
Denn das Leben wird bestimmt von diesen Situationen,
die uns wachsen lassen,
und aufhören zu schonen.

„They are used to it!“ Die Sponge Bobs!
Wir sollten mehr rausgehen!
Aus uns, unseren Gewohnheiten und unserem persönlichen Bikini Button!
Uns aussetzen. Uns neuen Dingen aussetzen.
Am Limit, wenn alle Sicherungen durchbrennen,
lernst du dich kennen,
wie du denkst und was du dann machst,
und was du eigentlich auf dem Kasten hast.

So haben Robert Geissen und das sog. „afrikanische Kind“
doch irgendwie das gleiche Problem:
Sie sind an Dinge gewöhnt,
von denen sie meinen, dass sie gut für sie sind.
Nur Robert kann's ändern, nicht so das Kind.

„They are used to it!“
Ich weiß, Gewohnheiten bringen uns Sicherheit, und ein Stück weit
brauchen wir sie auch.
Doch wir sollten sie prüfen,
und bereit sein, sie zu wechseln,
denn sie sind nicht zu unterschätzen.



Sie vermitteln uns den Irrglauben, wir könnten nicht anders.
Oh doch, wir können! Wir können noch ganz anders!
Ich hab's geseh'n,
bei jenen, die von der gleichen Spezies sind.
Nennt man auch Menschen.
Ich glaube, du vergisst manchmal, dass du derselbe bist,
weil deine Haut etwas heller geraten ist.

Da ist ein Traum, der schon länger existiert,
und für den mal mehr und mal weniger passiert.
Auch ich werfe keine neue Lösung in den Raum,
sondern teile ganz einfach diesen Traum.
Den Traum, dass manche Familienmitglieder auf Erden,
die Gewohnheiten etwas runterschrauben werden,
damit andere, die am Lebenslimit schürfen,
die Gewohnheiten etwas aufdreh'n dürfen.

„They are used to it!“
Ja, sie sind daran gewöhnt,
und das ist ein Schutz,
der ganz bestimmt nicht heißt,
dass das so bleiben muss,
sondern, dass es schon viel zu lange so ist!

Und jetzt sind wir dran, man,
und ich denke, da hat jeder 'ne Idee,
was er machen kann.
Und so wünschte ich, eines Tages könnte man hör'n:
„They are used to it!“ Ans Teilen.
Weil wir zur gleichen Familie gehö'r'n.



NOMINEE

ISABELLE MEYER-THAMER
23 JAHRE



Dreimal gespuckt, dreimal gewünscht und der Zauber galt. Die Flammen der drei Wunschkerzen zeigten uns: Das, was gewesen ist; das, was war; und das, was sein wird. Die dritte Flamme war es, wegen der wir hier waren. Das Zukünftige, das Kommende, das Unentschiedene. Einen gestohlenen Blick nur.

Mehr nicht.

Angefangen hatte es so:

„Und hinter dem Wald liegt ein Städtchen, wo alle Frauen einen Besen haben und nachts darauf fliegen“, hatte meine ältere Schwester gesagt. Sie wollte ausziehen, um die Zukunft zu suchen.

„Und hinter dem Städtchen steht ein Häuschen, in dem noch gezaubert wird“, hatte meine jüngere Schwester gesagt. Auch sie wollte ausziehen, um die Zukunft zu suchen.

Ich, die mittlere Schwester, wollte nicht ausziehen und nicht suchen, denn ich fürchtete mich vor der Zukunft. Ich wollte meine Fingernägel jeden Tag in einer anderen Farbe lackieren und Pistazien aus einem knisternden Tütchen essen. „Vom Spucken und Wünschen und Salz über die Schulter werfen halte ich nichts“, hatte ich meinen Schwestern erklärt. Dann waren wir aufgebrochen.

Wir flochten uns das Haar zu Zöpfen in krausschwarz, winterblond und fuchsbraun, denn wir waren Schwestern im Geiste und nicht vom Blute. Und wir stiegen in unsere Gummistiefel. Sie quietschen und drücken bei jedem Schritt durch den Wald.

„Früher gab es im Wald Bäume mit Blättern und Bäume mit Nadeln und Sträucher und Kräuter und Unkräuter und zarte Hoffnungspflänzchen“, erzählte meine krausschwarze Schwester überzeugt. Ich nickte, lächelte ein wenig, glaubte ihr kein Wort.

„Alles, was uns vom Wald übriggeblieben ist, ist das“, sagte sie und wir nannten den Wald, der kein Wald mehr war, *Gestern*.

Nachdem wir einen Tag marschiert waren, sagte meine krausschwarze Schwester zufrieden:

„Nun haben wir *Gestern* hinter uns gelassen.“ Ihre Worte und das Mondlicht machten uns nostalgisch. Also ließen wir eine Thermoskanne mit Tee und eine mit etwas Stärkerem als Tee herumgehen und sprachen von dem, was hinter uns lag.

In dieser Nacht träumte ich von den Bäumen aus den Geschichten meiner Schwester. Vielleicht hatte ich zu viel aus der zweiten Thermoskanne getrunken.

Im Morgengrauen rollten wir unsere Schlafsäcke ein und bedankten uns für die Gastfreundschaft des Waldes, der kein Wald mehr war. Wir verabschiedeten uns von *Gestern*.

Sodann betraten wir ein Städtchen mit dem ungewöhnlichen Namen *Heute*. „Wie ungewöhnlich!“, bemerkte meine winterblonde Schwester angetan.

„Die Gummistiefel quietschen und drücken bei jedem Schritt“, nörgelte ich und bat: „Lasst uns umkehren!“

Übermorgen

„Das geht nicht“, antwortete meine winterblonde Schwester, „Wir sind schon *zu weit gegangen* und die Zukunft liegt geradewegs vor uns.“ Und zum Trost steckte sie mir ein knisterndes Tütchen mit Pistazien zu.

Weil die Gummistiefel trotzdem bei jedem Schritt quietschten und drückten, zogen wir sie aus. Barfüßig marschierten wir durch das Städtchen mit dem ungewöhnlichen Namen *Heute*. „Früher waren die Städte noch voller Verkehrslärm und Straßenmusik und Sprachen aus allen Ländern der Welt und Menschen, die man nach dem Weg fragen konnte“, sinnierte meine krauschwarze Schwester. Die Straßen von *Heute* waren schweigsam und menschenleer und ewig grau.

„Die brauchen wir nicht“, sagte meine winterblonde Schwester unbeirrbar. „Wir sind auf dem richtigen Weg.“ Sie sagte die Worte immerzu in derselben Melodie und in derselben Reihenfolge. Bis sie dann sagte: „Sind wir auf dem richtigen Weg?“

Wir hoben ratlos die Schultern und senkten sie wieder. Und weil wir nicht wussten, welchen Weg wir Richtung Zukunft einschlagen sollten, ließen wir unsere beiden Thermoskannen rumgehen.

„Die Stadt ist schweigsam und menschenleer und ewig grau. Und wir haben uns verlaufen“, quengelte ich und drängte: „Lasst uns umkehren!“

„Das geht nicht“, antwortete meine winterblonde Schwester und deutete in den Nachthimmel: „Wir sind schon *zu weit gegangen* und die Zukunft liegt geradewegs *über* uns.“

Wir legten die Köpfe in die Nacken und sahen die Bewohner von *Heute* auf Besen durch die Nacht fliegen. Sie trugen Kleider in allen Farben des Regenbogens und sangen Lieder in Sprachen aus Ländern der Welt, die ich nie bereist hatte.

Meine winterblonde Schwester wickelte den Schal vom Hals, um ihn wie eine Fahne zu schwenken.

„Hier unten!“, rief sie in allen Sprachen, die sie gelernt hatte. Als ihr die Sprachen ausgingen, riefen auch wir „Hier unten! Hier unten!“, einsprachig zwar, aber so laut und ausdauernd wir konnten.

„Was wollt ihr?“, fragte eine Fremde, die unsere Rufe mit ihren ungewöhnlich großen Ohren gehört haben musste. Sie trug nicht die Farben der Nacht, sondern war ganz in raschelndes Schwarz gekleidet.

„Wir haben einen Wald ohne Bäume durchwandert“, erzählte meine ältere Schwester.

„Wir haben uns in einer Stadt mit tausend Wegen verlaufen“, erzählte meine jüngere Schwester.

„Und wir würden gerne umkehren. Schnellstmöglich, bitte“, erklärte ich unter heftigem Nicken.

„Das geht nicht“, antwortete die Fremde. Sie behauptete nicht, dass wir schon *zu weit gegangen* seien. Ebenso verschwieg sie, ob die Zukunft vor, über, unter, zwischen oder schräg links von uns lag. Stattdessen sagte sie: „Ich bringe euch hin. Nehmt die Katze auf den Schoß und gut festhalten.“

Also flogen wir barfüßig und verwegenen Mutes dem Mond entgegen. Wir hielten auf einer Bergspitze, die den Sternen näher war als der Stadt zu unseren Füßen. Auf dem Berg stand eine Pension, die den Namen *Übermorgen* trug. Das erschien uns nicht weiter ungewöhnlich. Im Turmzimmer der Pension *Übermorgen* wollten wir den Zukunftszauber wagen. Über die enggezwirbelte Wendeltreppe des Wunschturmes erreichten wir das Wahrsagestübchen der Fremden.

Und da waren wir nun. Drei Schwestern, die ausgezogen waren, um die Zukunft zu suchen: Eine Geschichtenerzählerin, die das Kom-mende in den Geschichten des Vergangenen ergründete. Eine Wegefinderin, die den Pfaden ins Morgen im Heute nachspürte. Und eine Unentschiedene, die die Zukunft fürchtete und trotzdem nicht umgekehrt war.

Wir waren am Ende unserer Suche.

Also: dreimal gespuckt, dreimal gewünscht und der Zauber galt. Die Flammen der drei Wunscherkerzen zeigten uns: Vergangenheit. Gegenwart. Zukunft. Die dritte Flamme war es, wegen der wir hier waren.

Die Fremde mit den großen Ohren mahnte: „Einmal blinzeln. Mehr nicht.“ Und die Zukunft begann.



NOMINEE

KATHARINA MÄRTENS
20 JAHRE



Dritter Weltkrieg -
Die Welt kriegt,

was sie verdient

Zwei Tage nach Neujahr, es sind alle gut drauf,
verübt Trump einen Anschlag und nimmt die Folgen in Kauf.
Es scheint, er kann sich kein Fettnäpfchen sparen,
so kurz vor dem Amtsenthebungsverfahren.

Mindestlohn reicht nicht, kein Gesundheitssystem.
Dabei mangelt es weder an Geld, noch Ideen.
Mehr Schul-Amokläufe als Tage im Jahr,
aber zwei Trillionen Dollar für den Krieg sind da.
Rechte, die noch nie für jeden galten.
Doch um Fremde zu töten, sollen wir zusammenhalten.

Obwohl niemand das will, bleibt Trump unbeirrt.
Krieg um Öl und niemand fragt, wie das bezahlt wird -
in Blut, in Geld oder Menschenleben.
Solange Krieg wirtschaftlich ist, wird es ihn geben.
Was sehr deutlich wird durch diese Aktion:
Staatsfeind Nr. 1 ist die eigene Nation.

Doch dem Rest der Erde geht es nicht besser.
Wir werfen Plastikmüll, Sünden und Gift in die Gewässer.
Die Feuer in Australien sind größer als Deutschland,
Promis twittern: „Ich bete“ aus ihrer Villa am Sandstrand.
Die Kinder müssen kämpfen, denn sonst ist es zu spät.
Klingt nach Harry Potter, doch ist Realität.

Eine Woche nach Neujahr, der Iran sinnt auf Rache.
Ein User schreibt: „Nehmt Trump, dann vergeht ihm die Lache.
Wir wollen den Krieg eh nicht.“ - Der Account wird gesperrt
und einmal mehr merkt man: Hier läuft was verkehrt.

Der Rauch hat sich noch nicht gelichtet,
da werden Soldaten zwangsverpflichtet.
Männer wie Frauen - Feminismus und so -
Notstandsdictatur heißt der Status quo.
Die verarmten Massen strömen in die Armee,
denn es gibt Bildung und Geld, verspricht das BMVg.

Es heißt, wir müssen den „Feind“ bekriegen
doch auf den Straßen sieht man nur Kinder liegen.
Iran oder nicht, ein Staat sind Personen
mit Familie und Träumen und einem Mangel an Optionen.
Das Volk wird verheizt wie Kohle im Ofen.
Die Regierung sieht zu und wir sind die Doofen.

Mit dem Klimawandel hätten wir noch einige Jahre,
doch langsam sterben ist auch nicht das Wahre.
Indonesische Städte versinken bei Flut,
der Rest der Welt in Feuer und Glut.
Überall Asche, wo der Hass nicht mehr schwelt.
Menschen sind noch da, doch die Menschlichkeit fehlt.

Ein Monat nach Neujahr, Vorsätze vergessen,
denn die Menschen prügeln sich mittlerweile um Essen.
Trump twittert: „Die Welt geht unter, das White House brennt.“
Apokalypse – nur, dass er das Wort nicht kennt.

Ethnien erfahren Unterdrückung und Hass,
Konzentrationslager für Muslime - Klingelt da was?
Wir alle sehen Farbe, doch bekennen sie nie.
Und wenn dann einer so etwas sagt wie:
„Wir haben zwei Weltkriege überstanden, wir schaffen das schon“,
ist es an diesem Punkt wohl natürliche Selektion.

Früher haben wir uns eine bessere Welt vorgestellt,
mit Elektro-Autos, ohne Kampf um das Geld.
War das nie möglich? Haben wir uns belogen?
Oder sind wir bloß mehrmals irgendwo falsch abgebogen?
Der Krieg steht nun auch vor unserer Tür.
Begonnen von Ego und Dummheit - Wofür?

Von der Kriegsmaschine wird niemand verschont.
Auch wenn die Presse behauptet, dass der Kampf sich lohnt.
Frauen werden missbraucht, doch das ist ja nichts Neues.
Wichtig ist, dass Trumps Statue maßstabsgetreu ist.
Angebliche Freiheit durch Bomben im Staat -
Ist das schon Zukunft oder noch Gegenwart?

Irgendwann nach Neujahr, Twitter ist down.
Was vielleicht gut ist, dann beschreibt niemand das Grauen.
Wovor die Teenager warnten, traf leider doch ein.
Und diesmal können Smartphones nicht an allem schuld sein.

Wenn die Regierungen der Welt ein Genozid nicht schreckt,
bleibt einem nur, dass man sich versteckt.
Dein Nachbar ahnt Böses, bist du ein Verräter?
Oder Mörder wie er und dabei bloß diskreter?
Man würde gern helfen, alle im selben Boot.
Doch das hat leider Löcher und bald sind wir tot.

Atomwaffen erscheinen als die letzte Option.
Trifft ja nur die anderen, also passt das schon.
Wir hören im Radio: Er hat den Knopf gedrückt.
Gut, dass nicht Hillary gewählt wurde, schließlich sind *Frauen* verrückt.
Wir packen zur Flucht, die Sirenen im Ohr.
Färbt der Himmel sich rot oder kommt mir das nur so vor?

Draußen der Nebel, wir sitzen im Bunker
und fluchen auf Trump - dann wird es dunkler.
Die Erde ist weg, Projekt gescheitert.
Das passiert, wenn man für Diskurs keine Zeit hat.
Gott schaut herab, ihm ist nicht zum Lachen.
Die Zukunft ist das, was wir daraus machen.



**WEITERE
INFORMATIONEN**

Die Sammelbände der vergangenen Jahre sowie weitere kostenlose Informations- und Bildungsmaterialien zu unterschiedlichen Themen wie Klimawandel, Flucht und Migration, Frauen und Gender, Armut und Ernährung, das CARE-Paket oder Geld und Reichtum erhaltet ihr auf unserer Webseite unter:

www.care.de/bildung

**WEITERE
MATERIALIEN**

Neben Workshopangeboten und weiteren Materialien für den Unterricht bieten wir Fotoausstellungen zum kostenlosen Verleih, einzelne Übungen und Artikel zu globalen Themen an.

**PROJEKTLEITUNG
GESTALTUNG & SCHRIFTZÜGE**

Eliana Böse

Rani Dhupia, Konrad Bil | Konani-design@posteo.de

ILLUSTRATION

Tanja Meyer/Jutta Fricke Illustrators

DRUCK

Druckerei Franz Paffenholz GmbH

HERAUSGEBER

CARE Deutschland e.V.,
vertreten durch den hauptamtlichen Vorstand:
Karl-Otto Zentel, Stefan Ewers

KONTAKT

CARE Deutschland e.V.
Siemensstrasse 17, 53121 Bonn
Tel.: 0228 - 9 75 63-0, Fax: -51
E-mail: info@care.de, Internet: www.care.de

SPENDENKONTO

IBAN: de 93370501980000044040
BIC: colsde33
www.care.de/spenden

ISSN

(Print) ISSN 2510-778X
(Online) ISSN 2510-7798

Die Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von CARE Deutschland e.V.
Copyright © 2020.
CARE® und das CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.

Impressum

CARE WURDE 1945 IN DEN USA GEGRÜNDET, UM ARMUT UND HUNGER IN EUROPA MIT ÜBER 100 MILLIONEN CARE PAKETEN ZU LINDERN. HEUTE SETZT SICH CARE IN ÜBER 90 LÄNDERN MIT ÜBERWIEGEND EINHEIMISCHEN KRÄFTEN FÜR DIE ÜBERWINDUNG VON NOT, ARMUT UND AUSGRENZUNG EIN UND BETEILIGT INSBESONDERE FRAUEN UND MÄDCHEN. CARE HAT BERATERSTATUS BEI DEN VEREINTEN NATIONEN UND HILFT UNABHÄNGIG VON POLITISCHER ANSCHAUUNG, RELIGIÖSEM BEKENNTNIS ODER ETHNISCHER HERKUNFT. IM INLAND NUTZT CARE DIESE ERFAHRUNGEN FÜR DIE INTERKULTURELLE- UND ENTWICKLUNGSPOLITISCHE BILDUNGSARBEIT UND ENTWICKLUNGSPOLITISCHE BILDUNGSARBEIT.

WWW.CARE.DE

Über CARE



Journal...